

Bei Tibeterfamilien zu Besuch

Autor(en): **Tschanz, Esther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **75 (1966)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bei Tibeterfamilien zu Besuch

Esther Tschanz

Wenn ein Europäer vom Lande Tibet hört, denkt er zuerst an die Schneehäupter des Himalaya, dessen gewaltige Ketten das Hochland gegen Süden abschliessen. Aber es gibt nicht *eine* typische Tibetlandschaft, nicht nur *einen* Tibeter. So vielfältig die geographischen Verhältnisse, so verschieden sind die Typen, die in der tibetischen Volksgemeinschaft vereinigt sind.

Allerdings leben die meisten Menschen in den fruchtbaren, zum Teil subtropische Vegetation aufweisenden Tälern zwischen Himalaya und Transhimalaya, im südlichen Teil des Landes. Dieses Gebiet wird vom Indus und zwei Nebenflüssen nach Westen und vom Tsang-po oder Brahmaputra nach Osten entwässert. Längs diesen grossen Flussläufen und in deren Nebentälern sind die bedeutenderen Ortschaften und berühmten Klöster entstanden. Klöster finden — oder fanden! — sich jedoch auch in ganz abgelegenen Hochtälern. Lhasa, die Hauptstadt, liegt im Osten, an einem Zufluss des Tsang-po, auf 3450 Meter über Meereshöhe.

Nördlich des Transhimalaya beginnen die weiten, leeren, baumlosen Räume, das Tibet der Steppen, Sandwüsten, Salzseen und kahlen Berggrücken, gewaltiger Tummelplatz der Stürme. Im Nordosten schliessen sich die mit saftigem Rasen bedeckten Hochflächen der Tschang Thang an, das Reich der Nomaden und ihrer Herden von Yak, Pferden und Schafen.

Tibet ist von Natur aus ein unzugängliches Gebiet und hat sich noch bis in dieses Jahrhundert hinein bewusst von der Aussenwelt abgeschlossen. Immerhin haben vereinzelte Forscher, Reisende und Missionare Kunde von dem seltsamen Lande gebracht.

Die Bewohner sind Bauern, Viehzüchter, Nomaden, Händler, Handwerker, Beamte, und sehr viele führten zeitweilig oder lebenslänglich das Leben von Mönchen und Nonnen, sei es im Kloster, in einer Einsiedelei oder wandernd als Bettelmönche.

Zahlreich waren die Pilger, die nach der heiligen Stadt, zu einem Kloster oder einem Götterberg wallfahrteten. In ganz Tibet herrschte eine hierarchische Ordnung, die streng eingehalten wurde. Die Lama genossen als solche tiefe Verehrung. Manche Klöster besaßen grosse Ländereien. Adelsgeschlechter geboten über weite Gebiete samt deren Bewohner und amtierten als Provinzstatthalter; ihre Söhne schickten sie an indische Schulen. In den Städten waren in den letzten Jahrzehnten Photoapparat, Radio und andere technische Wunderdinge nicht mehr ganz unbekannt. Die Nomaden wurden von den andern Stämmen oft als minderwertige Leute be-

trachtet. Sie waren jedoch stolz auf ihre Unabhängigkeit und liebten ihr freies Leben auf den Weiden der Hochebenen. Die verschiedenen Volksgruppen trennten sich zum Teil recht schroff voneinander ab. Die Tibeter sind überhaupt — bei aller Freude an Geselligkeit — ausgesprochene Individualisten.

Diese eigenartige und eigenständige Welt gehört der Vergangenheit an. Wie sich das Leben in Tibet heute unter der chinesischen Herrschaft gestaltet, wissen wir nicht, die spärlichen Berichte, die aus dem abgeriegelten Hochland dringen, lauten sehr bedrückend.

Im Oktober 1961 wurde die erste vom Schweizerischen Roten Kreuz betreute Gruppe tibetischer Flüchtlinge in der Schweiz angesiedelt. 1963 und 1964 wurden acht weitere Heime besetzt und Ende August dieses Jahres ein zehntes. Die Auswahl war von Vertrauensleuten des Schweizerischen Roten Kreuzes und des Vereins Tibeter Heimstätten in Nepal und Indien unter Mitwirkung des Büros des Dalai Lama vorgenommen worden. Sie geschah vom Gesichtspunkt der Bedürftigkeit, der Anpassungs- und Ausbildungsfähigkeit aus und nahm keine Rücksicht auf die Herkunft der Leute, mit denen man sich ja auch nur umständlich mittels eines Dolmetschers unterhalten konnte. So traf mit jedem Transport eine bunt zusammengewürfelte Schar von Tibetern verschiedener Stämme, Berufe und gesellschaftlicher Schichten ein, die nun nicht nur unter einem Dach, sondern alle in einem gemeinsamen Haushalt lebten. Das war für den Anfang, da sich die Tibeter in unseren Verhältnissen noch nicht zurecht fanden, zweckmässig. Mit der Zeit jedoch, als sie sich sicherer fühlten, wünschten viele Familien eine eigene Wohnung zu beziehen. Das stark individualistische Wesen der Tibeter, die tief verwurzelten sozialen Unterschiede unter den Gruppenangehörigen und die Belastung, welche die Umstellung auf all das Neue brachte, hatte während des Gemeinschaftslebens fast zwangsläufig zu Reibereien und Spannungen geführt, um so mehr, als von unserer Seite die ungeschriebenen Gesetze uralter Tradition lange nicht erkannt wurden.

Deshalb haben mit Ausnahme von Waldstatt und Unterwasser alle Tibeterheime verschiedene Kochstellen eingerichtet, so dass die einzelnen Familien wie in einer eigenen Wohnung leben und für sich wirtschaften können.

Im Sommer 1964 zog die erste Familie aus dem Heim in Waldstatt aus und machte sich selbständig. Heute



sind es über 30 Familien und mehrere Alleinstehende, im ganzen etwa 100 Personen, die ausserhalb der Tibeterheime wohnen.

Wie sieht es in einem Tibeterhaushalt aus?

In Flawil sind gleich vier Familien zugezogen. Zuerst gehen wir an die Sägestrasse. Da steht neben der Fabrik ein Haus, das der «Habis» gehört. Die Parterrewohnung ist an zwei Familien vermietet, deren Männer in der Textilindustrie arbeiten. An der Haustüre ist ein Namensschildchen mit tibetischer Schrift angebracht. Wir klopfen an der Wohnungstüre. Eine rundliche Tibeterin mit schwarzen Flechten, in das heimatliche lange, braune Gewand gekleidet, öffnet. Ein breites Lächeln geht über ihr Gesicht, als sie die Betreuerin vom Schweizerischen Roten Kreuz erkennt, die ich auf ihrer Besuchsrundfahrt begleite. Sie heisst uns mit freundlicher Gebärde und in gebrochenem Sanktgaller-Deutsch eintreten. In der Küche ist der Tisch für vier Personen gedeckt, denn Frau Namgyal Yodoin hat Besuch: Pempa aus Münchwilen und ein Ehepaar aus Rikon. Ihr Mann arbeitet, er wird später Ferien nehmen, wenn Frau Namgyal ihr Kindlein zur Welt gebracht hat, das unterwegs ist. Die Hausfrau führt uns ins Wohnzimmer. Aber kaum ist sie wieder in der Küche verschwunden, wo eine würzig duftende Speise auf dem Herd bruzzelt, kommt Pempa und bittet uns zu Tisch. Vermutlich wurde er geschickt, weil er am besten Deutsch spricht. Mit einiger Mühe finden wir alle um den kleinen Küchentisch herum Platz. Frau Namgyal hat Kaffee für uns aufgesetzt, die Tibeter trinken Tee. Ein ganzes Brot wird aufgeschnitten, Butter, Konfitüre, Käse, Landjäger stehen auf dem Tisch und werden höflich herumgereicht. Wir müssen auch von der duftenden Omelette kosten, die Pempa mit einer braunen Sauce begiesst. Sie sei sehr scharf, sagt er, aber ich will sie doch probieren. Wirklich, das kann man wohl scharf nennen — mir ist, als sei mir die Kehle weggeschnitten. Ich verziehe das Gesicht, und die Tibeter lachen gutmütig. Nachdem wir gegessen — es war morgens 10 Uhr, und die Mahlzeit stellte wohl eine Verbindung von Frühstück und Mittagessen dar —, holt Frau Namgyal Yodoin ihr einjähriges Bübchen. Sein runder Kopf ist mit schwarzen Stoppeln bedeckt, die eine dicke «Mähne» versprechen.

Während die Mutter ihn im Wohnzimmer wickelt, sehe ich mich ein wenig um. An der Türe zum Kinderzimmer bemerke ich einen Zettel, der die schwungvollen tibetischen Schriftzeichen trägt. Ich frage, was

das heisse. Die Mutter erklärt mir, das sei der Name des Kindes, den der Dalai Lama gewählt; den Zettel habe sie von ihm erhalten (das heisst vom Büro des Dalai Lama in Indien). Es ist üblich, dass tibetische Eltern den Namen eines Neugeborenen von einem Lama bestimmen lassen. Bei der Geburt im Schweizer Spital musste aber natürlich gleich der Name angegeben werden, damit der neue Erdenbürger ordnungsgemäss registriert werden konnte! Er wurde Tenzing Chödak geheissen, und jetzt wird bald der eine, bald der andere Name gebraucht.

In einer Ecke des Zimmers ist der Altar hergerichtet: ein Bildnis des geistlichen und weltlichen Herrschers, von einer Glücksschleife umrahmt, Butterlämpchen davor, künstliche Blumen, eine Schale mit Reis und tibetischen Geldstücken, auf ein Stäbchen geklebte Teigornamente — Glückssymbole, die jeweils für das Neujahrsfest angefertigt werden. Daneben sind auch Familienphotos und Drucke des Potala aufgehängt. Ihr Mann verrichte jeden Abend die Gebete, aber sie selbst habe keine Zeit dazu, da sie die Kinder zu Bett bringen müsse, sagt Frau Namgyal Yodoin. Sie hat noch ein dreijähriges Mädchen und erwartet nun ihr drittes Kind. Ihr Mann wird Ferien nehmen, um nach den Kindern und dem Haushalt zu sehen, während sie im Spital ist. Eine befreundete Tibeterfamilie hat ein Laufgitter geliehen, das Frau Namgyal Yodoin sehr praktisch findet und das ihr bei der Beaufsichtigung Klein-Tenzings gute Dienste leisten wird.

In der Zwischenzeit haben die Gäste die Küche in Ordnung gebracht. Das schöne Porzellan, das für uns hervorgeholt wurde, wird wieder versorgt.

Die Möbel erhielt die Familie bei ihrem Einzug — sie wohnt seit April 1965 in Flawil — vom Arbeitgeber. Sie wurden in kleinen Raten abbezahlt. Die Firma kümmert sich überhaupt in sehr freundlicher Weise um ihre Arbeiter und steht den Tibetern nach Möglichkeit mit Rat und Tat bei. Auch die «Flawa», die ebenfalls Tibeter beschäftigt, ist sehr verständnisvoll und entgegenkommend.

Chonphel und Namgyal Yodoin hatten sich in Tibet ihr Brot mit Spinnen verdient und nach der Flucht beim Strassenbau in Indien mitgearbeitet.

Die im gleichen Haus lebende Familie des Lhakpa Thondup ist ferienabwesend; sie ist zu einer befreundeten tibetischen Familie gefahren. Die Tibeter reisen gerne und mit der grössten Selbstverständlichkeit, zu Fuss, per Autostop, mit der Bahn oder mit dem Velo. Vielleicht kommen ihnen, die sie aus den grosszügigen

Landschaften Tibets stammen, wo schnelle Verkehrsmittel fehlen, die Distanzen in der Schweiz ganz unbedeutend vor. Da geht man vom Bielersee per Moped auf einen Sprung übers Wochenende zu seinem alten Freund nach Waldstatt, was ist denn schon eine Tagesreise?

An die Bequemlichkeit gewöhnt man sich schnell. Ich musste ein wenig lächeln, als mir Frau Pentschok klagte, an ihrem früheren Wohnort (im Tibeterheim Reitnau) seien die Läden so weit weg gewesen; jetzt habe sie es viel besser, das Konsumgeschäft sei ganz in der Nähe. Frau Pentschok mit ihrer Familie ist ebenfalls seit etwa einem Jahr in Flawil niedergelassen. Herr Dordschi ist Arbeiter in der Textilfabrik Habis, die auch die Unterkunft vermittelte. Zur Familie zählen vier Kinder im Alter von ein bis sieben Jahren, ferner ein Bruder des Haushaltsvorstandes und Fräulein Taschi Dolma, eine Figur wie aus einem Schauspielstück: Dienerin, Kindermädchen, guter Hausgeist. Rabenschwarzes Haar umrahmt in Pagenschnitt das grobknochige Gesicht. Die Züge sind nicht schön zu nennen, doch liegt in ihnen eine stille Güte. Kein Wunder, dass alle Kinder ihre Taschi lieben! Die Tibeterin, die früher Nonne war, bevor sie in die Dienste der begüterten Kaufmannsfamilie Dordschi trat, hat jetzt nicht mehr nur vier Kinder, die sie umsorgen kann, sondern eine ganze Schar, sie ist nämlich Gehilfin im Kindergarten, der von der Fabrik eingerichtet wurde. Zur Zeit unseres Besuches hat der Betrieb gerade Ferien, aber es gibt zu Hause genug zu tun. Auch hier hat sich auswärtiger Besuch eingefunden, nicht weniger als sechs Personen. Das ist auch der Grund, weshalb wir Familie Dordschi überhaupt antreffen, hatte sie doch vorher mitgeteilt, sie werde an diesem Tage in die Ferien in ein Tibeterheim reisen.

Drei der Besucher sind gerade im Begriffe wieder aufzubrechen, denn sie befinden sich auf der Durchreise und haben nur ihren Freunden guten Tag sagen wollen. Man macht keine grossen Umstände bei Besuchen, weder auf der einen noch auf der andern Seite. Man taucht einfach auf oder kündigt sich kurz vorher telefonisch an (unsere Tibeter haben absolut keine Scheu vor dem Telefon), jedermann freut sich über Gäste und nimmt sich Zeit für sie. Meine Begleiterin von der Sektion Zürich bestätigt, dass sie immer mit der gleichen Herzlichkeit und Natürlichkeit empfangen werde, gleichgültig um welche Zeit sie anklopfe. Sofort wird etwas zum Trinken und auch etwas Essbares aufgestellt. Meistens ist es Limonade, manchmal auch Kaffee; denn

die Tibeter wissen, dass die Schweizer bei solchen Gelegenheiten gerne Kaffee trinken. Mit viel Anmut wird dem Gast das Glas angeboten und immer wieder gefüllt. Manchmal wird dazu ein im eigenen Hause nach heimatlichem Rezept hergestelltes Gebäck gereicht, das ähnlich wie unser Mürbeteig schmeckt und, in dünnen Streifen kunstvoll zu Kringeln gelegt und mit Puderzucker bestreut, sehr appetitlich aussieht. Der Gastgeber selber trinkt nicht mit, wenn er einen Besucher ausserhalb der gewöhnlichen Essenszeiten bewirbt. Man hat das Gefühl, dass das Anbieten einer Erfrischung fast ein Ritual sei, dem man sich nicht entziehen darf. Auch bei Frau Pentschok werden wir also wieder zum Trinken genötigt, und die grosse Schüssel mit Gebäck, die noch auf dem Tische steht, wird hoch über den Rand hinaus nachgefüllt.

Die Einrichtung des Wohnzimmers ist ähnlich wie bei der ersten Familie, der Hausfrau sieht man jedoch gleich an, dass sie aus einem anderen Stande kommt. Sie ist erst etwa 30 Jahre alt, aber ganz «la patronne». Gleich wie ihr Mann ist sie in der berühmten Klosterstadt Schigatse beheimatet. Dort trieben sie Handel und haben sich auch als Flüchtlinge in Indien mit kleinen Handelsgeschäften durchgeschlagen. Die Ehefrau spricht gut deutsch und kann auch schon in unserer Schrift schreiben. Ich bin sicher, dass diese Familie bald wieder auf einen grünen Zweig kommen wird. Frau Pentschok trägt europäische Kleidung und hat ihr Haar in eine moderne Frisur hochgesteckt, während fast alle andern Tibeterinnen ihre Zöpfe behalten haben, die sie entweder über den Rücken hängen lassen oder um den Kopf wickeln. Im allgemeinen scheinen die Frauen zur Arbeit ihre alte Tracht vorzuziehen. Sie besteht in einer Bluse und einem weiten braunen, selbstgewobenen Wollkleid, das bis zu den Knöcheln fällt, über der Brust gekreuzt und in der Taille mit einem Gürtel zusammengehalten wird. Die Falten dieses Oberteils sind ein praktischer Aufbewahrungsort für hunderterlei Kleinigkeiten, vom «Nuggi» bis zum Amulett. Ueber den Rock wird eine aus bunten Bändern zusammengenähte Schürze gebunden, soweit sie nicht durch eine prosaische Küchenschürze verdrängt worden ist. Die Männer tragen alle unsere übliche Kleidung. Frau Pentschok erkundigt sich, ob das Gesuch zur Aufnahme ihres fünfjährigen Töchterchens in den öffentlichen Kindergarten auf gutem Wege sei. Meine Begleiterin sichert ihr das zu und hat noch eine weitere gute Nachricht: Bald wird eine weitere Gruppe tibetischer Flüchtlinge aus Indien in der Schweiz eintreffen

und ihre Schwester wird auch dabei sein. Frau Pentshok ist überglücklich und dankt herzlich. «In der Schweiz ist das Leben viel besser als in Indien.» Auch ihr Schwager, dem sie den guten Bericht übersetzt, bezeugt uns beiden Vertretern vom Roten Kreuz, das die Einreise ermöglicht hat, seine Dankbarkeit, indem er unter tiefer Verbeugung unsere Hand an die Stirne führt, — ein merkwürdiges schales Gefühl, eine solche Geste unverdienter Dankbarkeit, ja Unterwürfigkeit entgegenzunehmen!

Die Frau zählt an den Fingern die genannte Anzahl Tage ab, die bis zur Ankunft ihrer Schwester noch verstreichen werden. Sie tippt dabei je auf ein Glied der Finger, vom Klein- bis zum Zeigefinger. Das gibt zwölf Einheiten, eine Zahl, die sich zum Rechnen gut eignet.

Eben kommt die achtjährige Tsering-Yangchen zurück. Sie hat im Dorf Einkäufe besorgt. Voll Freude zeigt sie die zwei Lampions, die sie «von einem lieben Mann» für sich und die kleinere Schwester geschenkt erhalten hat.

Wir verabschieden uns und suchen noch die letzte der hier niedergelassenen Tibeterfamilien auf. Auch sie hat die Wohnung durch den Arbeitgeber erhalten. Sie befindet sich in einem grossen, schmucken Hause, ist hell und freundlich und sehr sauber gehalten. Die zierliche junge Frau begrüsst uns freundlich, aber ein wenig scheu. Sie ist befangen, weil sie fast kein Deutsch versteht. Ihr Mann ist eben wieder in die Fabrik gegangen. Petsel hat eine recht bewegte Vergangenheit. Als Elfjähriger wurde er zum Mönch bestimmt und studierte in verschiedenen Klöstern, bis er zwanzigjährig war. 1955 kamen die Chinesen ins Land, zuerst als Freunde, dann immer offener als rücksichtslose Ausbeuter, und der junge Mann ging unter die Partisanen. Diese waren aber nur schlecht mit Waffen ausgerüstet; wenn die Munition ausging, wurde mit Säbel und Messer gekämpft. Als immer mehr Chinesen erschienen, musste sich seine Gruppe zurückziehen. Die Männer schmuggelten sich bis gegen Lhasa durch; dort hörten sie, dass ihre Regierung bei Kämpfen umgekommen sei. Da wandten sie sich der Grenze zu. Hören wir, wie Petsel seinerzeit seine Flucht beschrieb: «... Dann haben wir etwa 300 andere freiwillige Soldaten getroffen, und wir haben uns diesen angeschlossen. Wir sind durch Shiarkari an die Grenze von Indien gegangen. In Shiarkari trafen wir wieder über 300 Chinesen, und wir mussten wieder kämpfen. Viele von uns verloren ihr Leben dabei. Es war der letzte Kampf. Bis an die Grenze

sind wir noch elf Tage, diesmal zu Pferde, unterwegs gewesen. Vor der Grenze gab es gar keinen Weg mehr, und wir mussten unsere Pferde allein zurücklassen. Bis Mussumari sind wir über viele hohe Berge gekommen und haben viele Flüsse durchqueren müssen. Und unser Essen war unterwegs oft keines. In Mussumari haben wir die erste Hilfe von den Indern bekommen.» Petsel arbeitete dann ein Jahr lang im Strassenbau, aber das Klima setzte ihm arg zu. Er wanderte nach Nepal und an die tibetische Grenze zurück, in der Hoffnung, sich dort wieder einer Partisanengruppe anschliessen und gegen die Chinesen kämpfen zu können. Er fand wohl Gleichgesinnte, aber da ihnen die Munition fehlte, konnten sie nichts ausrichten und hatten auch oft nichts zu essen. So machte er sich wieder auf nach Indien. Als er nach Kathmandu kam, hörte er, dass tibetische Flüchtlinge in die Schweiz gehen könnten. Er meldete sich und wurde in die Gruppe aufgenommen, die als zweite in die Schweiz reiste und in Unterwasser angesiedelt wurde.

Der junge Tibeter hatte nach diesen vielen Jahren des unsteten Herumschweifens Mühe, sich wieder an ein geordnetes Leben zu gewöhnen. Er wechselte zuerst öfters die Stelle, nun ist er aber schon bald zwei Jahre lang in der Waffefabrik Flawa. Er hat sich inzwischen verheiratet und ist zweimal Vater geworden. Seine Arbeitgeber sind mit ihm zufrieden. Er verfertigt übrigens auch Teppiche als Heimarbeit. Leider kommen die schönen Stücke mit dem traditionellen Drachenmotiv in dieser Einzelanfertigung sehr teuer zu stehen. Auch die Ehefrau versteht sich auf das Teppichknüpfen, sie macht kleine Vorlagen. Sonst werden in den Einzelhaushaltungen kaum je kunstgewerbliche Arbeiten hergestellt. Hingegen ist mir aufgefallen, dass viele Männer sich aufs Nähen verstehen. Frau Namgyal Yodoin zeigte mir eine hübsche, sauber ausgefertigte Hose, die ihr Mann nach dem Muster einer Erwachsenen-Hose für den Kleinen schneiderte.

Das Tibeterheim Waldstatt hat, wie gesagt, den Gemeinschaftshaushalt beibehalten. Da es gerade an unserem Wege liegt, kehren wir auch dort kurz ein. Sogleich werden wir in eines der Tibeterzimmer gebeten und alsbald steht ein Glas Orangina vor uns. Eine Tibeterin, die sich zu Besuch hier aufhält, leistet mir Gesellschaft, während meine Begleiterin sich mit der Heimleiterin bespricht. Die junge Frau — sie ist seit zwei Jahren verheiratet und hat ihr kleines Kind bei sich — ist sehr zufrieden mit ihrer Arbeit in einer Fabrikantente und mit ihrer «Wohnung» im Tibeterheim

Aus unserer Arbeit

Rikon. Sie ist froh, dass sie nach eigenem Gutdünken wirtschaften kann, aber sie ist auch froh um «Frau Leni» die Heimleiterin, die stets zur Verfügung steht, wenn man Rat braucht.

Sie erzählt, dass sie in Tibet nicht viel arbeiten musste. Sie waren Selbstversorger und brauchten wenig Geld. Wenn die Chinesen nicht im Lande wären, würde sie mit ihrem Mann zurückkehren. Dies sagten verschiedene Frauen, und manche Familie spart kräftig im Hinblick auf eine spätere Heimreise. Heimat bleibt eben Heimat, wenn es einem in einem andern Land noch so gut gefällt.

Etwas abseits vom Dorf, an einer steilen Halde, wohnt das Ehepaar Pema Dodschi und Tschoki in einem sehr alten, einfachen Bauernhaus. Sie sind die Eltern von Tilettschönsom, dem Mädchen, das vor vier Jahren eine kleine Berühmtheit war und in den Zeitungen abgebildet wurde, denn es war das erste in der Schweiz geborene Tibeterli. Leider ist die Familie nicht zu Hause, sie ist auf Besuch gegangen.

Alles hat Ferien, alles ist unterwegs! Tatsächlich haben sich die Tibeter dadurch, dass sie von den Heimstätten fortzogen, nicht auseinandergelebt, im Gegenteil. Familien, die vorher im gemeinsamen Haushalt sich nicht vertrugen, verkehren nun freundschaftlich miteinander, besuchen auch das Heim wieder, in dem sie es vorher fast nicht mehr ausgehalten hatten. Ist das nicht ein Beispiel dafür, dass persönliche Freiheit und die Achtung eines jeden Eigenart die besten Voraussetzungen für friedliches Zusammenleben bilden?

Die Gastfreundschaft der Tibeter ist ungekünstelt herzlich. Man muss diese Leute gern bekommen, sie sind von erfrischender Natürlichkeit, Ungezwungenheit, meist auch heiter und nicht selten voller Anmut, obgleich daneben natürlich auch manche Ungeschliffenheit besteht, die vielleicht erst die nächste Generation abzulernen wird. Sie machen sich mit praktischem Sinn die Möglichkeiten der industrialisierten Welt zunutze und scheinen sich gut einzuleben, nicht zuletzt auch dank dem Entgegenkommen, das sie von Arbeitgebern, Behörden und Nachbarn erfahren.

ROTKREUZDIENST

In den letzten Monaten rückten folgende Einheiten zu je zweiwöchigen Einführungskursen in das Basisspital Melchtal ein: Am 29. August die Rotkreuzspitaldetachemente III/73 und IV/73 und die Rotkreuzkolonne I/48; am 5. September die Rotkreuzspitaldetachemente III/74 und IV/74 und die Rotkreuzkolonnen II/48 und IV/48; am 12. September die Rotkreuzspitaldetachemente III/76 und IV/76 und die Rotkreuzkolonne III/48; am 19. September die Rotkreuzspitaldetachemente III/77 und IV/77 und die Rotkreuzkolonnen I/49 und IV/49; am 26. September die Rotkreuzspitaldetachemente III/79 und IV/79 und die Rotkreuzkolonne II/49.

Vom 26. September bis 8. Oktober fand in Montana der Rotkreuzkaderkurs I/2 für Gruppen- und Dienstführerinnen statt.

An fünf Musterungen in Sursee, Bern, Zürich und Lausanne konnte eine erfreuliche Anzahl junger Frauen für den Rotkreuzdienst gemustert werden. Es waren im ganzen 182 Krankenschwestern, 4 Samariterinnen, 1 Arztgehilfin, 2 Spitalgehilfinnen, 1 Laborantin und 1 Pfadfinderin.

BLUTSPENDEDIENST

Anlässlich der 12. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Bluttransfusion, die vom 31. Mai bis 3. Juni 1966 unter der Leitung ihres ersten Vorsitzenden, Professor Dr. med. H. Wilenegger, Mitglied der Blutspendekommission, in Basel stattfand, veranstaltete der Blutspendedienst im Kongressgebäude eine Ausstellung.

Veröffentlichung

A. Hässig: Autoimmunität, Grundlagen und Begriffsbestimmungen (Therapeutische Umschau 23, Nr. 5, Seiten 188 bis 190, 1966).

HILFSAKTIONEN

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz rief anfangs Juli zur Hilfe an die Opfer der Kurdenkämpfe auf. Das Schweizerische Rote Kreuz leistete einen Beitrag von Fr. 5000.— für Medikamente.

Die Liga der Rotkreuzgesellschaften wurde von der Zentralafrikanischen Regierung und dem UNO-Hochkommissar für Flüchtlinge ersucht, ein Programm für die Ansiedlung der sudanesischen Flüchtlinge, die sich in der Zentralafrikanischen Republik aufhalten, auszuarbeiten. Die Liga bat ihre Mitglieder um finanzielle Unterstützung bei der Durchführung ihrer Aufgabe. Die Eidgenossenschaft bewilligte einen Betrag von Fr. 10 000.—, der vom Schweizerischen Roten Kreuz an die